

Spielräume gestalten – nachhaltige Planungsprozesse durch Partizipation von Kindern und Jugendlichen. Das Beispiel „Fulda-Galerie“

Monika Alisch

Die Diskussion um Nachhaltigkeit ist seit langem geprägt von dem grundsätzlichen Problem, das politische Projekt „Nachhaltigkeit“ in ein gesellschaftliches Projekt zu transformieren. Dafür sind Maßstabebenen von global über supranational bis regional nur schwierig mit den Lebenswelten der Individuen in Einklang zu bringen. Doch genau dort muss Nachhaltigkeit spürbar und erlebbar werden, um mehr zu sein als eine politische Proklamation. Nicht umsonst wurde im Kontext der Agenda 21 der lokalen und der kommunalen Ebene eine entscheidende Rolle bei der Realisierung der Nachhaltigkeitsansprüche zugesprochen. Auf dieser Mesoebene des Handelns zwischen dem Mikrokosmos einzelner Haushalte und der Makroebene globaler Entwicklungsprozesse gilt es, gesellschaftliche Prozesse einzuleiten, zu steuern und zu begleiten, die das Bewusstsein für Nachhaltigkeit und zukunftsfähiges Handeln schärfen. Im Kern geht es um die folgenden Prinzipien, die in konkretem Handeln nachgewiesen werden müssen:

- „Generationengerechtigkeit: Nachhaltige Entwicklung erhält den zukünftigen Generationen die Grundlagen für die Erfüllung der eigenen Entwicklungsoptionen.
- Ganzheitlichkeit: Nachhaltige Entwicklung erfordert eine gleichberechtigte Abwägung zwischen wirtschaftlicher Stabilität, ökologischer Tragfähigkeit und sozialem Ausgleich (Drei-Säulen-Modell).
- Globalität: Nachhaltige Entwicklung ist nicht teilbar: Das lokale Handeln muss die Folgen für Menschen in anderen Weltregionen mit einbeziehen.
- Partizipation: nachhaltige Entwicklung ist ständig neu durch einen Dialog zwischen Staat/ Gemeinde und Gesellschaft zu konkretisieren.“ (MENZEL 2004, S. 58)

Im Fokus des Projekts, das hier vorgestellt wird, steht die nachfolgende Generation. Die Kinder derjenigen, die sich auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts den Traum vom Eigenheim auf dem Lande, zumindest aber am suburbanen Rand erfüllen. Dieses Lebensmodell ist im ländlichen Raum noch immer stärker verbreitet als in den Agglomerationsräumen. Es dient großen Städten noch immer als Modell für zukünftigen Wohnungsbau, mit dessen Hilfe es gelingen soll, steuerzahlende Familien wieder in den Stadtraum zu integrieren (vgl. u.a. ALTROCK/SCHUBERT 2004; BEUST 2004, S. 27). Siedlungspolitik ist somit durchaus noch geprägt von Bauvorhaben für kleinere und größere Wohnsiedlungen für Einfamilien-, Doppel- und Reihenhäuser. Neue Nachbarschaften, die in der Region durch Konversion militärischer Flächen an den Rändern der Städte oder durch Neuausweisung in noch wachsenden Regionen entstehen, sind – nicht nur aus sozialwissenschaftlicher und sozialpädagogischer Sicht – eine Herausforderung und Chance, die Lebensbedingungen für die Kinder und Jugendlichen nachhaltig zu gestalten.

Die Raumplanung der letzten Jahre hat gezeigt, wie sehr inzwischen auf die Gestaltung lebenswerter Quartiere geachtet wird, wie städtebauliche Akzente mit Ansprüchen einer sozialen und kommu-

nikativen Entwicklung des beplanten Areals verzahnt werden. Den inzwischen mehrfach „nachgebesserten“ Großwohnsiedlungen der 1960er und 1970er Jahre werden inzwischen Quartiere mit dörflichem Charakter („Dorfanger“), kleinteiligen Strukturen und an die Alltagskulturen der künftigen Bewohner angelehnte Wohnkonzepte entgegen gesetzt.

Diese sozialen Ziele des Siedlungsbaus spiegeln sich in der seit den 1990er Jahren spürbaren Planungskultur, die dialogisch, kommunikativ und partizipativ ans Werk geht. Vor allem dort, wo Widerstände zu erwarten sind, bezieht sich der Partizipationsanspruch auf die unmittelbar Planungsbetroffenen. Gerade die Erweiterungsgebiete der Städte und Dörfer, die als Einfamilien- und Reihenhaussiedlungen geplant sind, entsprechen selten diesem Anspruch.

Am Beispiel der nachhaltigen Gestaltung der Spielräume von Kindern in einem neuen Siedlungsgebiet am Rande der Stadt Fulda soll in diesem Beitrag ein Ansatz nachhaltiger Planung durch eine offene Partizipationskonzeption dargestellt werden. Der Begriff des Spielraums wird hier bewusst abgegrenzt vom Spielplatz. Dieser bezeichnet eine abgegrenzte Fläche für Kinder, auf der sie unbedarft spielen können und dürfen. Der Spielraum orientiert sich an den Bedürfnissen der Kinder und trägt der Tatsache Rechnung, dass der kindliche Raum andere Grenzen und andere Regeln hat (und haben sollte) als die Räume, die Erwachsene den Kindern bereitstellen (FUHS 2001, S. 137).

Die Ausgangsthese ist, dass gerade neu entstehende Nachbarschaften die Chance bieten, flexibel mit noch gestaltbarem Raum umzugehen, Flächen nur in grobem Rahmen zu verplanen, Mehrfachnutzungen zu ermöglichen und dort zuzulassen, wo die Nutzungen ungeplant erfolgen und Spielräume im Handeln jener Nutzergruppe zuzusprechen, die sich am häufigsten verändern wird: Den Kindern und Jugendlichen. Diese Dimension des Spielraums ist insofern von besonderer Bedeutung, als hier die *Zukunftsfähigkeit* ganz plastisch wird: Kinder und Jugendliche, die in ihrem unmittelbaren lebensweltlichen Umfeld die Erfahrung gemacht haben, dass sie selbst Einfluss nehmen können, „werden perspektivisch einen Blick für strukturelle Benachteiligungen auf der systembezogenen Ebene entwickeln und sich hier verantwortlich einbringen“ (DEBIEL 2002, S. 110).

Vor diesem Hintergrund wurde in einem Lehrforschungsprojekt am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Fulda die Frage nach den „Spielräumen als Aneignungsräume und Räume für Teilhabe“ aufgegriffen und die Möglichkeiten und Chancen eines Beteiligungsprozess' mit Kindern bei der nachhaltigen Gestaltung ihrer Lebenswelt¹ analysiert.

Eine Nachbarschaft entsteht – das Beispiel „Fulda Galerie“

Das Wohngebiet „Fulda Galerie“, das hier als Beispiel dient, befindet sich seit dem Jahr 2003 im Bau. Von den geplanten Quartieren oder „Wohnparks“ sind kleinere Teile fertiggestellt. Bauaktivität, Baufahrzeugverkehr und unbefestigte Straßen prägen derzeit die Nachbarschaft. Durch diese Stadterweiterung entsteht ein eigener Stadtteil, der, eingebettet in ein Mehr-Zentrenkonzept der Stadt Fulda, relative Selbstständigkeit mit eigenen Versorgungseinrichtungen beinhaltet und dadurch

¹ Im Sommer 2005 wurden in einer standardisierten Befragung erwachsener Bewohner sowie einer kreativen Aktion mit Kindern („Gespräch am Modell“) erste Erkenntnisse über die Bedürfnisse nach und Vorstellungen über Spielräume gesammelt. Eine Dokumentenanalyse, Experteninterviews sowie eine Recherche einschlägiger Literatur und Referenzprojekte bildeten das Methodenset dieses Lehrforschungsprojekts.

gleichzeitig Defizite in den westlichen Teilen Fuldas beheben soll. Die Galerie wurde als Wohngebiet für 3.500 Menschen geplant. Fast jede dritte Familie hat einen russisch-deutschen Hintergrund. Die meisten Familien haben mehr als zwei Kinder. Der Stadtteil hat deutlich Abstand zur Kernstadt Fulda und grenzt lediglich südlich z.T. an den Ortsteil Sickels. Beide Ortsteile sind hauptsächlich von landwirtschaftlichen Flächen umgeben.

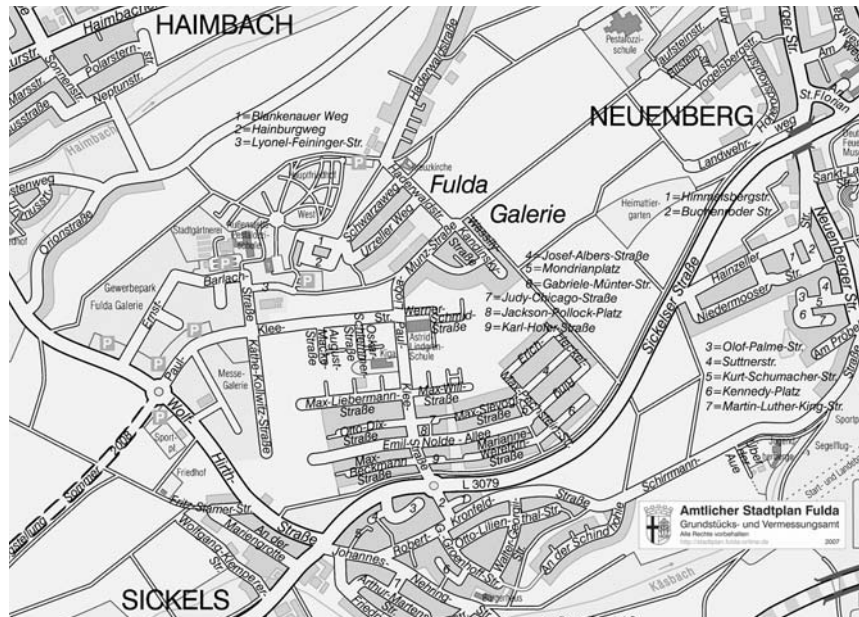


Abb. 1: Ausschnitt Stadtplan Fulda.

Die „Fulda Galerie“ wird als funktionsgemischtes Quartier mit den Funktionen Wohnen, Arbeiten, Versorgungs- und Freizeiteinrichtungen geplant. Gerade in den nördlichen Bereichen und im Zentrum der Galerie vermischen sich gewerbliche Nutzungen, soziale Infrastruktureinrichtungen (ein Bewegungskindergarten und eine Schule), sowie das Messe- und Freizeitgelände, das im Januar 2007 eröffnet wurde. Um dieses Merkmal möglichst attraktiv zu gestalten, werden diese Funktionsflächen durch „großzügige Grünflächen miteinander verbunden, da sie die Stadtparkqualität erhalten, aber auch den Stadtteil mit der Aue und dem Zentrum vernetzen sollen“ (MAGISTRAT FULDA, o.J., S. 22). Die Grün- und Freiflächen spielen eine wesentliche Rolle in der Planung, allerdings nicht in einer nach Nutzern differenzierten Form. In den „Wohnparks“ (für die einzelne Bebauungspläne aufgelegt wurden) entstehen sogenannte Quartiersplätze, die Platz für Gemeinschaftseinrichtungen, wie Kleinkinderspielplatz, Bushaltestelle, Informationsmöglichkeiten, Treffpunkte für Jugendliche und Erwachsene, bieten. Demnach steht ein Drittel der gesamten Flächen für Freizeitnutzung zur Verfügung. Die Grundschule wurde 2006 eröffnet, während sich das Seniorenzentrum, in Anbindung an den eigenen Stadtteilpark, noch in Planung befindet. Durch die Funktionsmischung sollen Arbeitsplätze auf den gewerblichen und den gemischten Flächen (Wohnen und Arbeiten) sowie dem neuen Stadtteilzentrum entstehen.

Planbare Alltagsstrukturen

In diesem Beitrag wird es weniger darum gehen, die baulichen Planungsvorhaben oder das Ergebnis dieser Planungen auf Nachhaltigkeit und Zukunftsfähigkeit hin zu analysieren. Im Fokus steht der Prozess der Planung selbst, der Chancen für die Schaffung nachhaltiger Strukturen bietet.

Die funktionale Städteplanung der letzten Jahrzehnte hat gezeigt, dass die städtebauliche Trennung der Funktionen Wohnen, Arbeiten, Freizeit und Verkehr nicht nur Vorteile bringt: Die entsprechend geplanten Großwohnsiedlungen der 1960er und 1970er Jahre wurden spätestens dann als „soziale Brennpunkte“ etikettiert, als Arbeitslosigkeit, Frauenerwerbsarbeit, geschlechtsspezifische Mobilität zu gesellschaftsrelevanten Themen wurden. Das zentrale Motiv der Funktionsmischung ist es dagegen, Abschottungen innerhalb der Stadtstruktur abzubauen oder zu vermeiden. Es geht um die Erleichterung von gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Austausch und von selbstorganisiertem Geschützein durch öffentliche Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme. FELDTKELLER (1994) hält fest, dass es vor allem um „mehr Stadt“ in einer segmentierten Stadtstruktur gehe, d. h. eine möglichst große Vielfalt der Aktivitäten und Kommunikationsmöglichkeiten im Stadtquartier. „Vielfalt“ bedeute auch, den Reichtum an unterschiedlichen Bewohnergruppen und Kulturen (Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Ältere, Einheimische, Zugewanderte, Geringverdienende, Vermögende etc.) als Potenzial zu erkennen.

Ein neuer Stadtteil erscheint in seiner Ausrichtung als Wohngebiet für Familien mit kleinen Kindern relativ homogen. Es fehlt noch an Grünflächen, Spielplätzen, Bolzplätzen oder informellen Treffpunkten für Jugendliche. Noch sind wenig Geschäfte und soziale oder kulturelle Einrichtungen vor Ort, die das Verständnis von Kindern in ihrer unmittelbaren Umgebung anregen, sich auf vielfältige Weise zu beschäftigen und kreativ zu entwickeln. Spielanlagen im Garten, die Tischtennisplatte im eigenen Keller, das Fahren der Kinder mit dem Bus zur Schule, zum Verein, zum Musikunterricht etc. bringen mit sich, dass Kinder und Jugendliche nicht in dem Maß im öffentlichen Raum des Stadtteils auftauchen, wie es ihnen eigentlich gebührt. FELDTKELLER (2001, S. 81) geht hier noch weiter und stellt fest, dass man nicht „nur die Jugend von der Straße geholt, sondern zugleich die Straße als Begegnungsraum und Drehscheibe von Stadtkultur und Zivilgesellschaft sich selbst überlassen hat“. Wenn hier also die Rede ist von der Gestaltung von *Spielräumen* und der Partizipation derer, die hier aufwachsen, geht es nicht um exklusive Räume für eine Zielgruppe, sondern auch und gerade um die soziale Qualität des öffentlichen Raumes. Beides sind Orte des Lernens und der Aneignung von Raum.

Aneignungsprozesse fördern: Lebensweltanalyse mit Kindern und Jugendlichen

Diese Aneignung zu verstehen, setzt eine gezielte Orientierung an und somit Annäherung an die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen voraus. Es bedeutet nicht nur, ihre Raumstruktur (wie z.B. Entfernungen und Verkehrsmöglichkeiten bezüglich Schulen, Spielräumen, Freizeitangeboten u.ä.) zu analysieren und zu verbessern. Lebensweltorientierung heißt auch, die Qualität der Lebenswelt zu überprüfen. Der Bezug zum handelnden Individuum, nämlich in unserem Fall zu den Kindern der „Fulda Galerie“, muss hergestellt werden. Die Aneignung der Lebenswelt wird hierbei als Auseinandersetzung der handelnden Person mit ihrer Umwelt verstanden. Aneignung wird als *eigentätige Auseinandersetzung mit der Umwelt* begriffen. Es werden Räume (kreativ) gestaltet und inszeniert. Die Möglichkeiten, die neugeschaffene oder neuinszenierte Räume mit sich bringen, erweitern den Handlungsraum. In diesem Sinne werden motorische, gegenständliche, kreative und mediale Kompetenzen der angesprochenen Individuen erweitert. In diesen neuen Räumen und Situationen können sich neue Verhaltensrepertoires und neue Fähigkeiten entfalten (DEINET 2002, S. 35).

Das Aneignen der eigenen Umwelt ermöglicht den Kindern Handlungskompetenz, Risikoabschätzung, Neugier, Offenheit, zentrale Schlüsselqualifikationen und Kontakt zu Gleichaltrigen. All dies sind Kompetenzen, die auch im schulischen Lernen gefragt sind. Bildung bezieht sich also nicht nur auf die dafür vorgesehenen Institutionen, sondern auch auf die außerschulischen Bereiche der

Lebenswelten (informelles Lernen). Die Frage ist, inwieweit (Prozess) und wo (Raum) eine neu entstehende Nachbarschaft Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit des informellen Lernens durch die aktive Auseinandersetzung mit ihrer Lebenswelt bietet.

Die Lebenswelten anderer kennen und verstehen zu lernen, um sie dann positiv zu unterstützen, geht nur durch die unmittelbare Beteiligung der „Betroffenen“. Dieser Begriff taucht meist dann auf, wenn eine Planung kritisch gesehen wird oder werden muss, wenn Nachteile für eine Gruppe zu erwarten oder zu befürchten sind. Damit geht der Wert von Partizipation im Sinne der Kerngedanken von Nachhaltigkeit – der Teilhabe an Prozessen und Entscheidungen – ein Stück weit verloren. Es geht aber nicht allein um Akzeptanz, sondern vielmehr darum, durch bedürfnisorientierte Planungen zu qualitativ besseren Lösungen zu kommen, die aufgrund der Teilhabe auch nachhaltiger sind, als Lösungen, die allein anhand standardisierter Beteiligungsvorgaben entstanden sind.

Damit werden zwei Aspekte sichtbar, die insbesondere mit Blick auf eine sozial nachhaltige Entwicklung bedeutsam sind: Zum Einen ist die Erweiterung von Siedlungsräumen immer auch ein Eingriff in die Lebenswelten der vorhandenen Bevölkerung – und zwar um so stärker, je kleiner die Teilgesellschaft (der umliegenden Stadtteile, Dörfer, Siedlungen) ist. Zum Anderen können Partizipationsprozesse im Sinne einer sozialverträglichen nachhaltigen Entwicklung kaum auf administrative Grenzen reduziert bleiben: Betroffenheit ergibt sich auch aus Ängsten (z.B. vor „Überfremdung“; Neid auf eine modernere Infrastruktur in den neuen Siedlungen; Verletztheit durch mangelhaft wahrgenommene öffentliche Aufmerksamkeit für die eigenen Probleme). Insofern trifft eine vorausschauende Partizipation (von Erwachsenen und Kindern) nicht nur die rationale, sondern vor allem die emotionale Ebene des Handelns.

Die Zukunft planen – Kinder und Jugendliche beteiligen

Die Beteiligung von Kindern an einem Entwicklungsplanungsprozess stellt besondere Anforderungen, die sich in drei Aspekten zusammenfassen lassen.

a) Perspektivenwechsel: Planung und Politik werden in der Regel von Nicht-Betroffenen durchgeführt und stehen oft außerhalb der Lebenswelt und des Sozialraums der Betroffenen. Perspektivenwechsel heißt also: von Betroffenen zu lernen, sich den Raum aus ihrer Sicht zeigen lassen und so zu begreifen, was ihnen wichtig ist. Aufgrund der ausdifferenzierten Kinderkulturen nach sozialer und kultureller Herkunft, dem Alter und Geschlecht geht es hier um einen ebenfalls differenzierten Perspektivenwechsel.

b) Professionelle Dienstleistungen: Gesteuerte Partizipationsprozesse sind Dienstleistungen, Leistungen im Dienste der Betroffenen. Menschen reproduzieren gesellschaftliche Wirklichkeit, d.h. sie können und wagen genau so viel, wie ihnen bisher zugemutet wurde. Im Lehrforschungsprojekt konnte mit der Methode „Gespräch am Modell“², das anhand eines Stadtteilmodells die Kinder zu kreativen Ideen anregen sollte, gezeigt werden, dass viele Kinder zwar kreativ sind, aber doch stark im Rahmen der ihnen bekannten Spielmöglichkeiten denken. Zu einem ähnlichen

² Auf einem ca. 3 x 5 m großem Holzmodell des Wohngebietes konnten die Kinder ihr Haus aus Papier basteln und aufstellen und mit Knetmasse ihre Ideen für Spiele und Spielorte gestalten. Diese kreative Aktion wurde dazu genutzt, den Kindern Fragen zu stellen und sie konnten ihre Bastelergebnisse erläutern.

Schluss führten auch die Experteninterviews in der Untersuchung. Dienstleistung bedeutet also gerade mit Blick auf Kinder und Jugendliche, die Barrieren und Hindernisse zu beseitigen, die bisher einer autonomen Aneignung der eigenen Lebenswelt im Wege standen (MEYER 1999).

c) *Lern- und Kommunikationsprozesse* markieren die wesentlichen Qualitäten von Partizipation mit Kindern und Jugendlichen. Unterschiedliche Formen von Lernen sind hier wichtig. Das *erfahrungs- und lebensweltbezogene Lernen*: Kinder machen Erfahrungen mit und in ihrer Lebenswelt und reflektieren diese dabei. Die Auswahl dessen, was als Lebenswelt zu definieren ist, geschieht durch die Kinder selbst, wobei in abstrakter und systematischer Hinsicht unterstützt wird. Das *prozessuale kontinuierliche Lernen*: Kinder leisten jeweils Detailspekte, ergänzen sich, werden mit Fragen konfrontiert, stellen Neues fest, sehen Dinge anders, haben neue Ein- und Aussichten.

DEBIEL (2002) unterscheidet drei Dimensionen, unter denen solche Beteiligungskonzepte betrachtet werden sollten: a) demokratietheoretisch, b) gesellschaftstheoretisch und c) subjekttheoretisch. Sie folgt damit einem anderen Schema, als es derzeit insbesondere in der sozialen Stadtteilentwicklung zugrunde gelegt wird. Wesentlich pragmatischer, jedoch in die gleiche Richtung weisend werden dort Beteiligungsprozesse und Ereignisse nach dem Grad der Verantwortlichkeit der Planungsbetroffenen unterschieden: Information, Dialog und Kooperation (vgl. u.a. SELLE et al. 1996; ALISCH/DANGSCHAT 1998). Demokratie- und gesellschaftstheoretisch bieten beide Strukturierungsansätze eine doppelte Chance sozialer Nachhaltigkeit, indem zum einen Kinder und Jugendliche in demokratischen Prozessen und Strukturen gebildet werden und zum anderen nachhaltige, akzeptierte Planungslösungen entstehen, die sich vor allem durch Ergebnisoffenheit und Flexibilität auszeichnen.

Beteiligungsverfahren nach dem Grad der Einmischung

Eine Möglichkeit, jeweils geeignete Beteiligungsverfahren zu identifizieren ist, sie am Grad der Einmischungsmöglichkeit für Kinder und Jugendliche zu messen (SCHRÖDER 1995). In einer neunstufigen Skala entwickelt sich eine Wertung von Beteiligung in Form des Alibis, der Dekoration oder der Fremdbestimmung. Dagegen bieten Mitwirkung, Mitbestimmung, Selbstbestimmung und Selbstverwaltung ein breites Spektrum an Partizipationsverfahren. Für die nachhaltige Gestaltung von Spielräumen im Sinne des vorgestellten Projekts sollten die Kinder künftig im Minimum mitwirken. Beteiligungserfahrungen anderer Städte zeigen jedoch, dass durchaus auch Elemente von Selbstbestimmung und Selbstverwaltung, abhängig vom Entwicklungsstand der Kinder und Jugendlichen und vom Thema der Beteiligung möglich und effektiv sind (KNAUER et al. 2004, S. 17 f.).

Es kann also nicht *die* richtige Form oder *die* richtige Methode der Partizipation geben. „Vielfalt ist gefragt, genau so wie Kreativität, Kooperation und Kommunikation. Immer wieder muss der Versuch gewagt werden, für ein Projekt, für ein Vorhaben die richtigen Formen und Methoden zu finden (FRÄDRICH 2001, S. 42). Dies darf nicht in einer Flut von Modell- oder Pilotprojekten ausarten, die zwar Vielfalt demonstrieren, jedoch nicht zu Kontinuität und einer nachhaltigen Partizipationskultur führen (vgl. auch KAMMERER 2001).

Spielräume gestalten auf der „Fulda Galerie“

In diesem Abschnitt werden die Ergebnisse des Projekts zum ersten Schritt einer partizipativen Spielraumgestaltung zusammengefasst. Das „Gespräch am Modell“, die Interviews mit Erwach-

senen, Experteninterviews sowie die Recherche über Beteiligungsprozesse und Referenzprojekte anderer Städte bildeten die Grundlage für einen ergebnisoffenen Forschungsprozess.



Abb. 2: Inszenierung der „Gespräche am Modell“ auf dem Stadtteilstfest, Juni 2005 (Foto: Monika Alisch).



Abb. 3: Ausgestaltung des Modells (Foto: Monika Alisch).

Die folgende Graphik bildet den Arbeitsprozess in Form einer „Mind-Map“ ab. Sie spiegelt den (Forschungs-)Prozess, die nicht lineare und nicht kausale Abfolge von Anregungen und belegbaren Empfehlungen wieder. Die Ergebnisse werden entlang der Hauptzweige dieser Mind-Map erläutert.

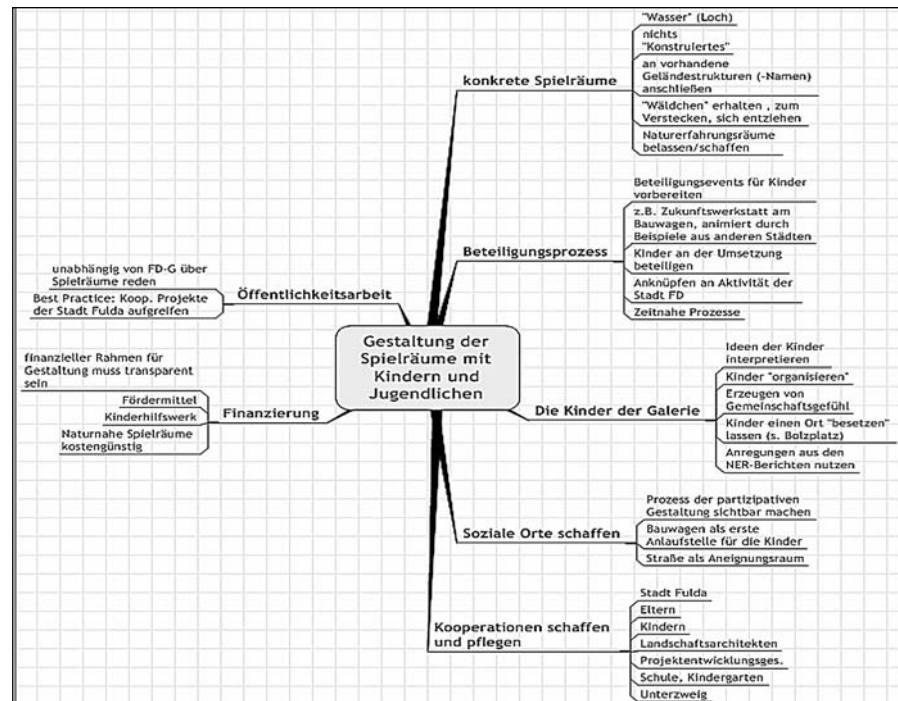


Abb. 4: Projekt-„Mind-Map“ (Forschungs-) Prozess.

Jeder der Hauptzweige schlüsselt sich durch Begriffe, Thesen oder Aussagen auf, die im Diskussionsprozess der Auswertungsphase benannt wurden. Eine Hierarchie der Themen besteht nicht. Es wird zunächst um die Bedingungen für ertragreiche Beteiligungsprozesse, insbesondere und gerade mit Kindern gehen, gefolgt von den Aneignungsmöglichkeiten von Spiel-Räumen. Hier geht es letztlich um soziale Orte, den Erlebnis- und Bildungsraum Straße, die in nachhaltiger Weise in Wert gesetzt werden können.

Die Form der Mind-Map ist aber vor allem Ausdruck eines Planungsverständnisses, dass die im Projekt durchgeführten Analysen nur als Baustein für einen längerfristig angelegten Dialog zwischen Staat/Gemeinde und (Stadtteil-)gesellschaft zu verstehen sind.

Ertragreiche Bewohnerbeteiligung

Die Auswertung der Experteninterviews sowie der Befragung der Bewohnerinnen und Bewohner hat übereinstimmend die folgenden Qualitätskriterien für eine ertragreiche Partizipation ergeben:

- *Konstruktive Beteiligung am Prozess*, d.h. Ziel der Beteiligung ist es, etwas zu verändern auf Grundlage der eigenen Kompetenzen und Ressourcen;
- *Eigenes Engagement zeigen zu können*, d.h. sich aktiv am Prozess der Planung (z.B. Stadtteilplanung) zu beteiligen;
- *Bereitschaft zur Investition*, d.h. eigene Zeit- und ggf. eigene Geldressourcen zur Verfügung stellen;
- *Gemeinsam an einem Strang zu ziehen*, d.h. ein gemeinsames Ziel vor Augen zu haben und dieses mit Hilfe der unterschiedlichen Ressourcen etc. umzusetzen;
- *Aufeinanderzugehen*, d.h. auf unterschiedliche Akteure innerhalb des Prozesses zuzugehen sowie einzugehen und nicht ausschließlich auf eigene Interessen zu beharren;
- *Ehrlicher Umgang* unter den Akteuren, d.h. Möglichkeiten und Grenzen offen darzulegen und gemeinsam zu diskutieren.

Diese Kriterien beschreiben eine Qualität künftiger Beteiligungsprozesse, die dazu beitragen, dass eine (neu entstehende) Wohnsiedlung und die dort lebenden Menschen gemeinsam wachsen sowie gemeinsame Erfahrungen machen können. Diese Erfahrungen können sich wiederum positiv auf das Miteinander, d.h. gemeinschaftsfördernd, auswirken. Auch wenn es vielerorts noch immer so gehandhabt wird, „Partizipation ist keine wohlwollende, freiwillige Leistung einer Kommune (oder der Jugendhilfe), sondern ein Recht (der Kinder und Jugendlichen). Partizipation der Bürgerinnen und Bürger, auch der jungen, gehört zu den wesentlichen Aufgaben einer zukunftsorientierten Stadt- und Regionalentwicklung (FRÄDRICH 2001, S. 41).

Aneignen von Spielräumen

a) Naturerlebnisräume: Jede Kindergeneration braucht neue Ideen.

Mit der Aktionsmethode „Gespräch am Modell“ wurden die Bedürfnisse der Kinder an ihre Spielorte erkundet. Die Qualität dieser Orte ist mit drei Schlüsselbegriffen umrissen: Wasser – Klettern – nah am eigenen Wohnhaus.

Im Gespräch mit den Kindern wurde deutlich, dass es in ihrer jeweiligen Lebenswelt bereits Spielräume gibt: Der Bolzplatz, der bereits in seiner vollkommen un-gestalteten Form genutzt wird, ist von den Kindern als (Spiel-)raum längst angeeignet worden, und zwar ohne irgendwelche Spielge-

räte aufzuweisen. Diese Beobachtung ist keine einmalige, sondern spiegelt die interdisziplinären Erkenntnisse zu *städtischen Naturerfahrungsräumen*³ wider (SCHEMEL et al. 2005). Diese Grünflächenkategorie meint naturnahe (naturbestimmte) Grünflächen im besiedelten Bereich, die sowohl körperliche Bewegung als auch Ruhe ermöglichen, ohne auf Infrastruktur oder Geräte angewiesen zu sein. Sie sind relativ kleinräumig (1-2 Hektar) und bestehen aus ungestalteten Flächen mit natürlichem Bewuchs und ermöglichen Kindern, speziell im Alter zwischen 7 und 14 Jahren Erfahrungen im Umgang mit Natur, Tieren und Erde zu sammeln.⁴

Drei Kriterien sind somit herausragend bei der Entscheidung für einen konkreten Spielraum:

- *Naturnähe* (Pflanzen- und Tierwelt, Elemente Wasser, Boden, Luft erleben);
- *Freie Erlebbarkeit und Gestaltbarkeit* (keine einengende Infrastruktur, keine Spielgeräte, keine verbotenen Flächen);
- *Eigenständige Naturbegegnung* (keine Anleitung, keine pädagogische Betreuung).

Aus sozialpädagogischer Sicht kann ein derart gestalteter Raum dem Bedürfnis nach Bewegung, Klettern, Rückzug, ungestörter Kontakt zu Gleichaltrigen, Tierbeobachtung nachkommen und darüber hinaus einen wichtigen Beitrag leisten, dass Kinder durch den Umgang mit freier Natur die Erfahrung eigener Freiheit machen können. Das erscheint gerade in solchen Wohngebieten besonders wichtig, wo in der Regel nahezu jede Fläche gestaltet und in Gebrauch genommen wird. Das Szenario: „Jeder Unkrauthügel mit Löwenzahnbewuchs, jeder Trampelpfad, jede Pfütze wird auf absehbare Zeit aus der Fulda Galerie verschwinden, zurück bleiben gestaltete Räume, Rabatten und Zierbeete, in deren Nähe Kindern ein bestimmtes Verhalten zugemutet wird“ (KOHL 2005). Jede „Kindergeneration“ entscheidet neu über die Nutzung des zur Verfügung stehenden Raumes und eignet sich diesen Raum unterschiedlich an. Hier setzt die Qualifizierung dieser Räume als Projekt der Nachhaltigkeit an.

Die Interviews mit den Erwachsenen und die Gespräche mit den Kindern haben gezeigt, dass es in der noch wachsenden Nachbarschaft ein großes Identifikationspotenzial mit dem Wohnort gibt. Man möchte sich hier heimisch fühlen, Nachbarschaft pflegen, sich mit anderen Familien treffen und austauschen und die Gesundheit und Entwicklung der Kinder durch die Einrichtungen auf der Galerie gefördert wissen. Der Pioniergeist, der vielerorts, z.B. auch bei den Bürgerversammlungen spürbar ist, kann als wesentliches Potenzial für die Gestaltung nutzerakzeptierter Spielräume wirken.

b) Erlebnis- und Lernraum Straße

Ein weiterer Aspekt, Spielräume als partizipatives Projekt zu initiieren, betrifft die Aneignung von öffentlichen Räumen durch Kinder und Jugendliche. Um die sozialen Kompetenzen zu fördern und sie zu gleichberechtigten Nutzern ihres Wohnortes zu machen, bedarf es *sozialer Orte*. Solche Orte entstehen meist von allein. Jedoch nur dort, wo solcher Raumaneignung die Möglichkeit zur Entwicklung gegeben wird. Das städtebauliche Konzept, das von Quartiersplätzen und beruhigten Wohnstraßen ausgeht, bietet hier grundsätzlich gute Möglichkeiten, sofern der Planungsprozess hier offen bleibt für die *Vielfalt der Kinderkulturen*, die im Raum abzubilden ist. Heute gibt es eine gan-

³ Das Konzept der Städtischen Naturerfahrungsräume (NERäume) entstand im Rahmen eines interdisziplinären Forschungs- und Entwicklungsprojektes im Auftrag des Bundesamtes für Naturschutz.

⁴ Die Bedeutung von naturnahen, ungestalteten Flächen auf die Entwicklung von Kreativität, Intelligenz, Körperbeherrschung und natürlicher Risikokompetenz ist nachgewiesen und erprobt (SCHEMEL et al. 1998; Projekt movingkids 2005).

ze Reihe verschiedener Kindheiten, die sich nach Alter, Geschlecht, sozialer und kultureller Herkunft und nach individuellen Interessen unterscheiden. Durch diese ganz unterschiedlichen „Kinderkulturen“ kann und muss der gesamte Stadt(teil) und -raum als Aktionsraum und Raum sozialer Orte angesehen werden – also auch die Straßen, Hauseingänge, Höfe, Läden etc. (FUHS 2001, S. 134). Im Rahmen des Lehrforschungsprojekts wurde deutlich, dass solche Treffpunkte die Straße und der provisorische, leicht einsehbare und erst kleine Spielplatz ist, der als Übergangslösung mit einem wuchtigen Spielgerät eingerichtet wurde. Die Nutzung solcher Spielplätze eignet sich vorwiegend für Kinder bis zum 6. Lebensjahr. Für die älteren Kinder ist der Spielplatz oft nur der Treff- und Ausgangspunkt für andere Aktivitäten. Ihre sozialen Orte sind in der Regel von Erwachsenen längst anders symbolisch belegt, woraus Konflikte der Nutzung wahrscheinlich sind.

Die Straße hat an Aufenthaltsqualität – auch in Einfamilienhaussiedlungen – stark eingebüßt. Dennoch kann das Straßennetz in einer neuen Siedlung in die Spielraum-Entwicklung einbezogen werden und zwar in zwei Dimensionen: Zum Einen bildet die Straßenöffentlichkeit selbst einen Bildungs- und Erlebnisraum. Als Straßenöffentlichkeit gelten nach FUHS (2001, S. 138) Räume, in denen die Kinder sich selbst überlassen sind und ihre sozialen Kompetenzen üben können und müssen. Zum Anderen sind die Straßenräume und Fußwege nicht nur soziale Orte, sondern auch Orte der Kreativität und Bewegung, wo mit einfachen Mitteln Möglichkeiten zum Balancieren, Hüpfen u.ä. geschaffen werden, ohne dass dort eine Infrastruktur mit Nutzeranleitung entsteht.

Fazit: Zukunftsfähigkeit heißt, nah an den Kindern bleiben.

Ebenso wie engagierte StadtplanerInnen laufen auch praxisorientierte WissenschaftlerInnen Gefahr, über die Köpfe der betroffenen Menschen hinweg zu erklären, zu interpretieren und zu empfehlen. Wenn es gelingen soll, eine auf die Lebenswelten des Nachwuchses zugeschnittene, also in hohem Maße sozialverträgliche und zukunftsfähige Quartierentwicklungsplanung voranzutreiben, muss der weitere Prozess nah an den Kindern bleiben. Orientierung bietet unter der Ausgangsfrage, wie man theoretisch erarbeitete Handlungsansätze in die Praxis umsetzen kann, folgendes Muster:

- Ausgangspunkt einer partizipativen sozialen Planung sind die *kinderspezifischen Perspektiven*;
- Ausgangspunkt einer partizipativen, lokalräumlichen sozialen Planung ist die *Einbindung des Gemeinwesens als Lernort*;
- institutionsübergreifende Projekttageregen *lokale Aktionen* an und unterstützen sie (vgl. auch DEBIEL 2001).

Hieraus ein tragfähiges Partizipationskonzept abzuleiten ist nur als kooperativer Prozess aller beteiligten lokalen Akteure denkbar. Die beteiligten Erwachsenen müssen sich auf diese, von ihren eigenen abweichenden Kinderperspektiven einlassen, damit Projekte und Ideen nicht schon zu Beginn durch Nichtverständnis kindlicher Anliegen zum Scheitern verurteilt sind: Denn „echtes Erkenntnisinteresse und reale Umsetzungsbestrebungen“ machen Demokratie für Kinder und Jugendliche begreif- und erfahrbar. Im Umgang mit anderen Menschen üben sie ihre Konflikt- und Kommunikationskompetenzen und lernen das Aushandeln und Aushalten von Konflikten. (FRÄDRICH 2001, S. 58)

Als im Frühjahr 2006 ein Wettbewerb zur Gestaltung der Grün- und Freiflächen im Planungsareal der Galerie ausgeschrieben wurde, saß ein (erwachsener) Bewohner mit am Tisch der Jury. Der Sie-

gerbeitrag des Wettbewerbs sieht vor, zunächst nicht jede Freifläche bis zum letzten Grashalm zu durchplanen. Gut ein Jahr nach Abschluss des Lehrforschungsprojekts zur partizipativen Spielraumgestaltung sieht die Stadt Fulda für den Sommer 2007 eine Beteiligungsaktion vor, bei der die heranwachsenden BewohnerInnen die Gestaltung der verbleibenden Flächen mitbestimmen können. Inwieweit sich hier ein Prozess weiterentwickelt, der in Ablauf und Ergebnis zukunftsfähig ist, kann derzeit noch nicht beurteilt werden.

Literatur

ALISCH, Monika / Jens S. DANGSCHAT, 1998: Armut und soziale Integration. Strategien sozialer Stadtentwicklung und lokaler Nachhaltigkeit, Opladen

BEUST, Ole von, 2004: Das Leitbild: „Metropole Hamburg – Wachsende Stadt“. In: Altrock, Uwe / Dirk Schubert, (Hg.) 2004: Wachsende Stadt – Leitbild – Utopie – Vision?, Opladen, S. 23-40

BRUHNS, Kirsten / Wolfgang MACK, (Hg.) 2001: Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen, Opladen

DEBIEL, Stefanie, 2002: Versuchung zum Guten „... es sei denn, man tut es!“ Partizipation von Kindern und Jugendlichen im lokalen Raum, Aachen

DEINET, Ulrich, 2002: Der qualitative Blick auf Sozialräume und Lebenswelten. In: Deinet, Ulrich / Richard Krisch, 2002: Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung, Opladen, S. 31-44

DEINET, Ulrich / Richard KRISCH, 2002: Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung, Opladen

FELDTKELLER, Andreas, 2001: Stadtentwicklung und Soziale Arbeit – Aufgaben der kommunalen Planung. In: Bruhns, Kirsten / Wolfgang Mack, (Hg.) 2001: Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen, Opladen, S. 73-90

FELDTKELLER, Andreas, 1994: Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raumes, Frankfurt a.M./New York

FRÄDRICH, Jana, 2001: Auf die Perspektive kommt es an! – Partizipation in der Praxis einer Großstadt. In: Kammerer, Bernd, (Hg.) 2001: Beteiligung von Kindern, für Kinder, mit Kindern, Nürnberg, S. 41-64

FUHS, Burkhardt, 2001: Räume für Kinder – Platz für Kinder. In: Bruhns Kirsten / Wolfgang Mack, (Hg.) 2001: Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen, Opladen, S. 131-146

KAMMERER, Bernd, (Hg.) 2001: Beteiligung von Kindern, für Kinder, mit Kindern, Nürnberg

KNAUER, Reinhard / Bianca FRIEDRICH / Thomas HERRMANN/ Bettina LIEBLER, 2004: Beteiligungsprojekte mit Kindern und Jugendlichen in der Kommune. Vom Beteiligungsprojekt zum demokratischen Gemeinwesen, Wiesbaden

KOHL, Ute, 2005: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, unveröff. Manuskript. Fulda.

MAGISTRAT DER STADT FULDA, o.J.: Rahmenplanung Fulda Galerie

MEYER, Bernhard 1999: Spielraumrisiko. Stadtentwicklung mit Kindern, Griesheim

MENZEL, Hans-Joachim 2004: Wachsende Stadt – Nachhaltige Stadt. In: Altmann, Uwe / Dirk Schubert, (Hg.) 2004: Wachsende Stadt – Leitbild – Utopie – Vision? Opladen, S. 57-66

SCHEMEL, Hans-Joachim u.a., 1998: Naturerfahrungsräume – Ein humanökologischer Ansatz zur Sicherung von naturnaher Erholung in Stadt und Land. In: Bundesamt für Naturschutz (Hg.) 1998: Reihe „Angewandte Landschaftsökologie“, Bd. 19, Münster

SCHEMEL, Hans-Joachim / Konrad REIDL/ Baldo BLINKERT 2005: Naturerfahrungsräume in Städten – Ergebnisse eines Forschungsprojekts, www.naturerfahrungsräume.de

SCHRÖDER, Richard, 1995: Kinder reden mit?, Weinheim

SELLE, Klaus / Britta RÖSNER / Michael RÖSSIG, (Hg.) 1996: Planung und Kommunikation. Gestaltung von Planungsprozessen in Quartier, Stadt und Landschaft. Grundlagen, Methoden, Praxiserfahrung, Wiesbaden/Berlin